

# BAUNETZWOCHE #154

Das Querformat für Architekten, 11. Dezember 2009

Special:  
EINE UNGELIEBTE  
ARCHITEKTUR

## Montag

Jetzt macht er also auch noch in Mode: Frank O. Gehry hat kürzlich diese extravagante Hutkreation für Lady Gaga entworfen. Vielleicht sollte er doch lieber bei der Architektur bleiben?



## Freitag

Seit dieser Woche stehen bei Ebay Teile der ehemaligen DDR-Grenzübergangsstelle Bornholmer Straße zum Verkauf. Bei einem Startpreis von einem Euro kann noch bis zum 31. Dezember ein Angebot auf die Schleppdachkonstruktion abgegeben werden. Aus dem Angebotstext: „*Dieses Relikt des ehemaligen Grenzübergangs bieten wir als Carport oder flexibel nutzbaren Unterstand gewerblichen oder privaten Nutzern ebenso an wie historisch und gesellschaftspolitisch interessierten Organisationen als Zeitzeuge der deutschen Vergangenheit.*“ Bei Redaktionsschluss lag das Gebot übrigens immer noch bei einem Euro.

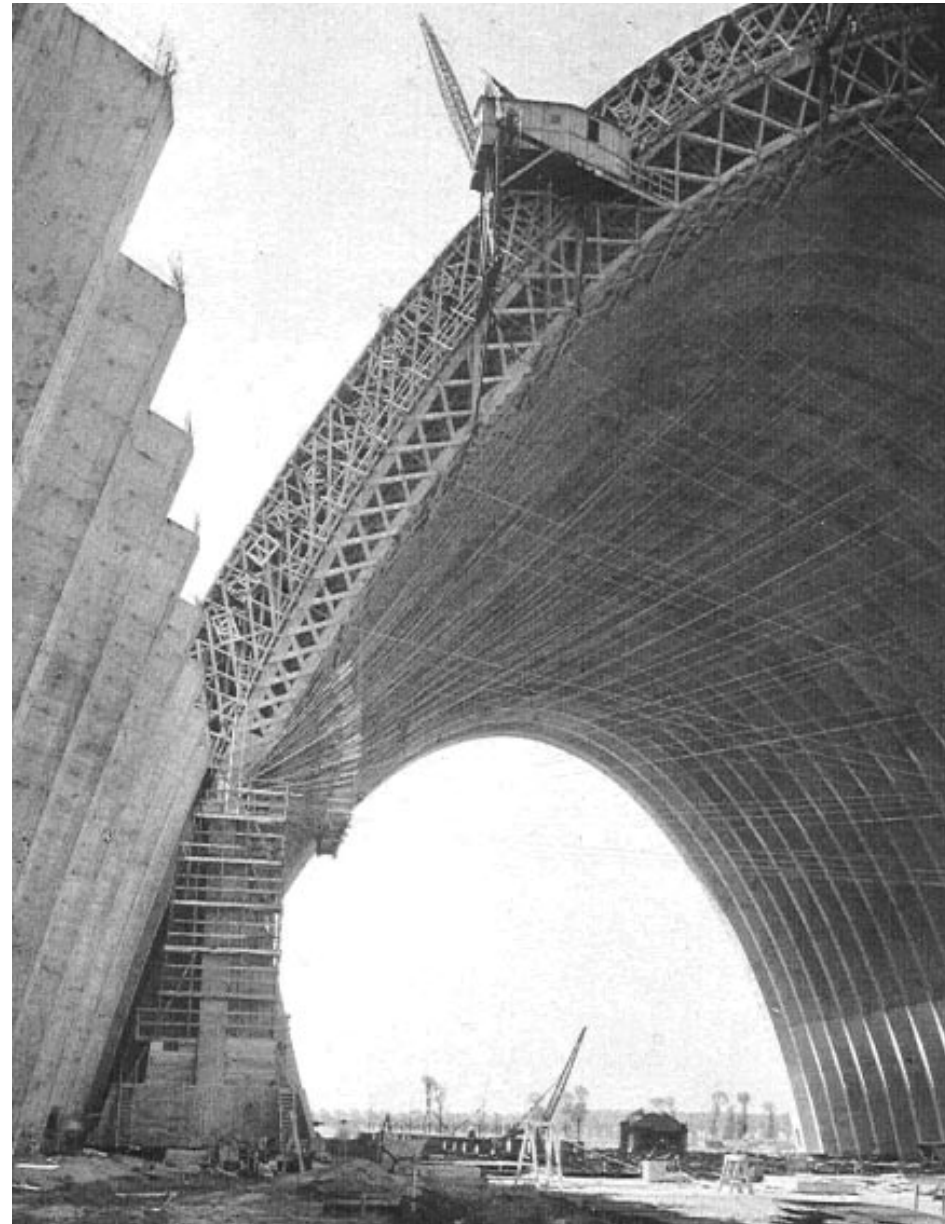


## Félix Candela

Erfreut sich die Architektur des verstorbenen ost-deutschen Betonschalensbauers Ulrich Mütter mittlerweile einer wachsenden Aufmerksamkeit und Anerkennung, so ist das umfangreiche Werk an Schalenbauten seines Vorgängers und Einflussgebers, des spanischstämmigen Mexikaners Félix Candela, in Deutschland nach wie vor nur Wenigen bekannt. Ein Umstand, den die Publikation der Yale University Press, die zu der bis Februar 2009 laufenden Ausstellung „Félix Candela: Engineer, Builder, Structural Artist“ im Princeton University Art Museum erschienen ist, nun hoffentlich ändern wird. Das Format und die inhaltliche Tiefe dazu hat der Band jedenfalls.

Bevor die Autoren auf den Werdegang Félix Candelas eingehen, führen sie den Leser erst einmal in die Thematik der Schalenbauweise ein, indem sie in mehreren Kapiteln die europäischen Vorläufer und Protagonisten dieser Bauweise vorstellen. Fundiert und interessant geschrieben, werden vor allem die Brückenbauten europäischer Ingenieure vom Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts vorgestellt.

Die darauffolgenden Kapitel beschäftigen sich dann mit Félix Candela (1910-1997), den es 1939 nach einem abgeschlossenen Architekturstudium in Madrid durch die Wirren des spanischen Bürgerkriegs nach Mexiko verschlug. Dort begann seine Karriere als Schalenbauten-Konstrukteur, vor allem ab 1950

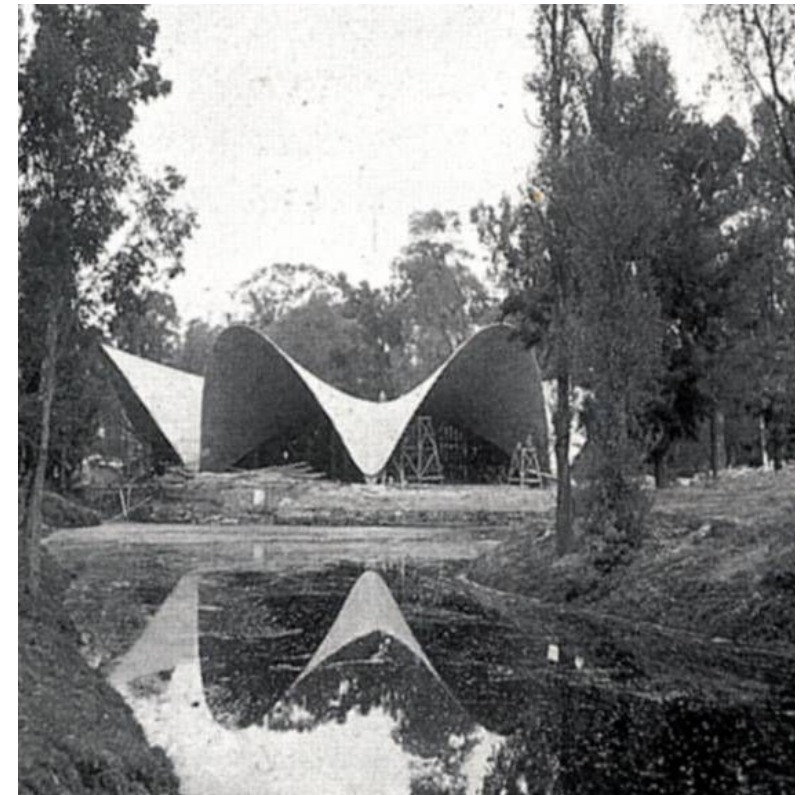
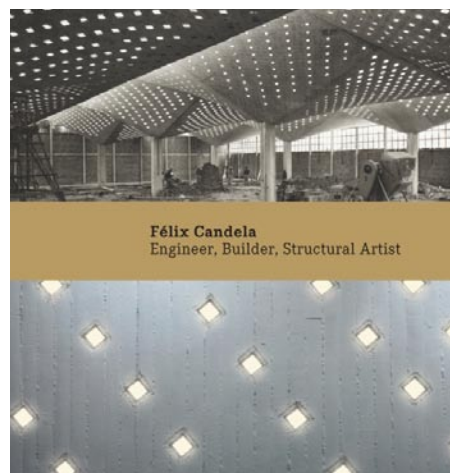


nach der Gründung der eigenen Firma Cubiertas Ala S.A. (zu deutsch Flügel-Überdachungen), in deren Verlauf er bis 1971 (dem Jahr seiner Übersiedlung in die Vereinigten Staaten) über 900 Projekte realisieren konnte. Besonders die von ihm entwickelte Dachform, das hyperbolische Paraboloid, taucht in vielen seiner Bauten auf und bildet seine bekannteste Erfindung. Oft als Ingenieurbauten belächelt, zeigt der Band, wie sehr die gekonnte Verbindung zwischen den beiden Metiers Architektur und Ingenieurskunst höchsthetische Bauwerke entstehen ließ.

Dies wird vor allem deutlich in den folgenden Kapiteln, die die Lieblings-Projekte Candelas vorstellen: zwei Kirchen, ein Restaurant sowie die Bacardi-Rum-Fabrik nördlich von Mexiko City. An allen vier wird die Entwurfspraxis und Umsetzung Candelas exemplarisch beschrieben und durch reiches Bild- und Planmaterial belegt. Fazit: Ein Buch, das dem Werk Félix Candelas gerecht wird und seinen Namen hoffentlich auch in Europa bekannter machen wird. *(Uli Meyer)*

*Félix Candela: Engineer, Builder, Structural Artist*  
*Maria E. Moreyra Garlock & David P. Billington,*  
*Yale University Press, Hardcover,*  
*208 Seiten, 140 Farbabbildungen,*  
*39,80 Euro*

*[Dieses Buch bei Amazon bestellen](#)*



# EINE UNGELIEBTE ARCHITEKTUR: SANIERUNG ODER ABRISS?



*Mit dieser durchaus polemischen Überschrift möchten wir eine BauNetzWoche beginnen, die sich mit der Architektur der 1960er Jahre beschäftigt. Viele Gebäude aus dieser Zeit sind mittlerweile in die Jahre gekommen, und so stellt sich zunehmend die Frage, ob wir die Zeugen einer Architektur, die viele von uns mit Beton, Anonymität und Kälte assoziieren, erhalten oder sie zugunsten vermeintlich besserer, zeitgenössischer Ersatzbauten austauschen wollen. Das **M:AI** Museum für Architektur und Ingenieurkunst NRW hat sich in einer gerade zu Ende gegangenen Ausstellung mit diesem Thema beschäftigt. Wir zeigen einige Gebäude dieser Zeit aus Nordrhein-Westfalen, die unsere Aufmerksamkeit wecken und dazu anregen sollen, Sehgewohnheiten zu ändern und liebgewonnene Vorurteile gegenüber scheinbaren Bausünden zu überdenken.*

Das architektonische Schaffen in den 60er Jahren war nach den ersten notwendigen Wiederaufbaumaßnahmen nach dem Krieg auf dem Weg zu einem eigenen Ausdruck: Fortschrittsglauben, Technikbegeisterung, Wirtschaftswunder, eine neue Rolle auf internationalem Parkett waren die Motoren für eine Neupositionierung der Architektur. Die Baukunst der damaligen Zeit war im Aufbruch begriffen und sagte sich demonstrativ von der Architektur der Gründerzeit und der nationalsozialistischen Vergangenheit los. Vielmehr sollte an die Tradition der funktionalistischen Architektur der 1920er Jahre angeschlossen werden. Vor allem im Massenwohnungsbau wollte man damit der massiven Wohnungsnot begegnen. Es entstanden Trabantenstädte und Großwohnsiedlungen, die sich nicht mehr am Leitbild der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ orientierten, sondern unter dem Motto „Urbanität durch Dichte“ dem wachsenden Flächenverbrauch und dem Verlust an Urbanität entgegenzuwirken suchten. Dichter zu bauen wurde gleichgesetzt mit der Vorstellung, auch geistige Dichte zu erzeugen. Die Bauwirtschaft machte sich diese Gedanken schnell zu eigen, um Geschossflächenzahlen aufzustocken und Grundstückspreise in die Höhe zu treiben. Manche Fehlplanung ist das Ergebnis eines ungezügelter Bauwirtschaftsfunktionalismus, und dass unter dem Slogan „einfaches Bauen“ vielfach banale Zweckbauten entstanden, ist also nicht unbedingt den Idealen einer funktionalistischen Architektur anzulasten.

Die Ausstellung des **M:AI** hat bekannte und weniger berühmte Zeugen der Sechziger-Jahre-Architektur gleichwertig nebeneinander ausgestellt. Die ausgesuchten Beispiele sind gewiss nicht repräsentativ für die Bauten und Großsiedlungen der sechziger Jahre. Das sollen sie auch gar nicht sein. Vielmehr gab die

Ausstellung die Gelegenheit, mit Materialien, die für die Ausstellung erarbeitet wurden, markante Gebäude dieser Zeit vorzustellen. Die Architektur der Sechziger ist nicht generell gesichts- und geschichtslos ist, sondern versucht meistens, an einen historischen Kontext anzuknüpfen: nur eben mit einer Gestaltungssprache, deren Verständnis uns manchmal abhanden gekommen zu sein scheint.

Immer wieder erreichen uns in der Redaktion Hilferufe, bei denen es darum geht, einem bedrohten Bauwerk der Nachkriegsmoderne in Deutschland eine Lobby zu verschaffen, um so dessen Abriss zu verhindern. Nicht immer gelingt dies so öffentlichkeitswirksam wie beim dennoch verschwundenen Restaurant „Ahornblatt“ in Berlin von Ulrich Müther oder beim immer noch immer vom Abriss bedrohten Landtag Dieter Oesterlens in Hannover. Wie sonst wäre es möglich, dass um uns herum viele Gebäude einfach verschwinden ohne, dass über deren Erhalt beziehungsweise Wert oder Unwert eine Diskussion stattfinden würde.

Es geht nicht darum, in einer vermeintlichen Retrohaltung willkürlich Gebäude bewahren zu wollen und damit das Entstehen zeitgenössischer Architektur zu verhindern. Viel mehr ist es notwendig, neue Sehhilfen zu geben und damit eine Wissensgrundlage zu schaffen um eine faire Diskussion über Qualität von Gebäuden der Nachkriegszeit zu führen und damit über deren Verbleib oder Abriss zu entscheiden.

*Die Projekttexte, geschrieben von Thorsten Scheer, stammen aus den Erläuterungstafeln zu der Ausstellung des **M:AI**, die an zwei Orten, in der Duisburger Liebfrauenkirche und im Foyer des Audimax der Ruhr-Universität Bochum – zwei typischen Bauten der 1960er, bis zum 29. November 2009 zu sehen war. (Uli Meyer)*

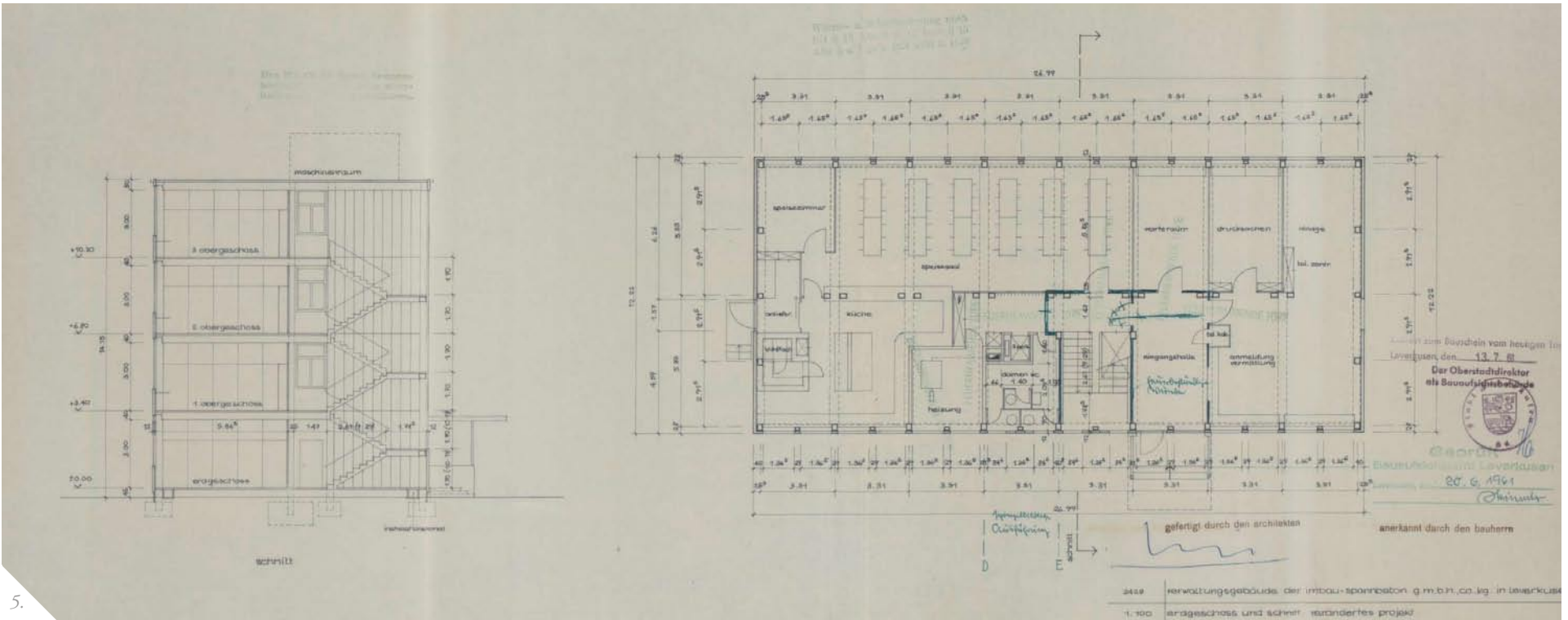
# 1. Verwaltungsbau Imbau Spannbeton GmbH

Ein scheinbar unrühmlicher und weniger namhafte Zeuge der Architektur der sechziger Jahre ist beispielsweise das von Max Bill 1961 für die Spannbeton GmbH in Leverkusen errichtete Verwaltungsgebäude. Es ist bemerkenswert, dass sich ein international bekannter Künstler und Architekt wie Max Bill mit einer Bauaufgabe wie dem Verwaltungsgebäude der Imbau AG – einem der erfolgreichsten Hersteller von Betonfertigteilen - auseinandergesetzt hat. Ökonomische Zwänge, stark vereinfachte, zweckmäßige Architektur bestimmten bereits ab 1950 Max Bills Entwürfe für die Hochschule für Gestaltung in Ulm. Er verstand die unzureichenden Finanzierungsmöglichkeiten des Imbau-Ensembles als Herausforderung, aus der sich fundamentale Überlegungen hinsichtlich der Proportionen der Baukörper, ihrer Disposition und funktionalen Systematik ergaben. Der in Tafelbauweise aus Waschbetonfertigteilen errichtete, quaderförmige Baukörper weist keine sichtbaren Merkmale einer künstlerischen Behandlung auf. Das Tragsystem besteht aus u-förmigen Fertigbetonrahmen und geschosshohen Betonpfeilern entlang der Fassaden.

Die Betonbodenplatten sind ebenso vorgefertigt wie die Vorhangfassade. Sie besteht aus standardisierten Waschbetonpaneelen, die Elemente der Haustechnik und Fensterelemente beinhalten. In radikaler Weise erprobte Max Bill bei dem Verwaltungsgebäude die Möglichkeiten des vorgefertigten Bauens, nicht etwa indem er das durch den Modulcharakter eingeschränkte Formvokabular aufwertete oder erweiterte. Sondern er akzeptierte, dass die begrenzte Anzahl von vorgefertigten Elementen wesentliche Aspekte des Raums und der Struktur festlegten. In seiner gestaltgebenden Rolle tritt der Architekt hinter den bestimmenden, sachlichen Charakter des Systems zurück.



1. Fassadenausschnitt: Imbau-Verwaltungsgebäude, Leverkusen, Max Bill
2. Rückseite, Foto: Georg Aerni, Zürich
3. Montage auf der Baustelle, max, binia + jacob bill stiftung  
Foto: Max Bill
4. Fassadenecke, Detail, Foto: Georg Aerni, Zürich
5. (folgende Seite) Grundriss des Erdgeschosses und Schnitt; Stadt Leverkusen, Stadtplanungsamt, M 1: 50



5.

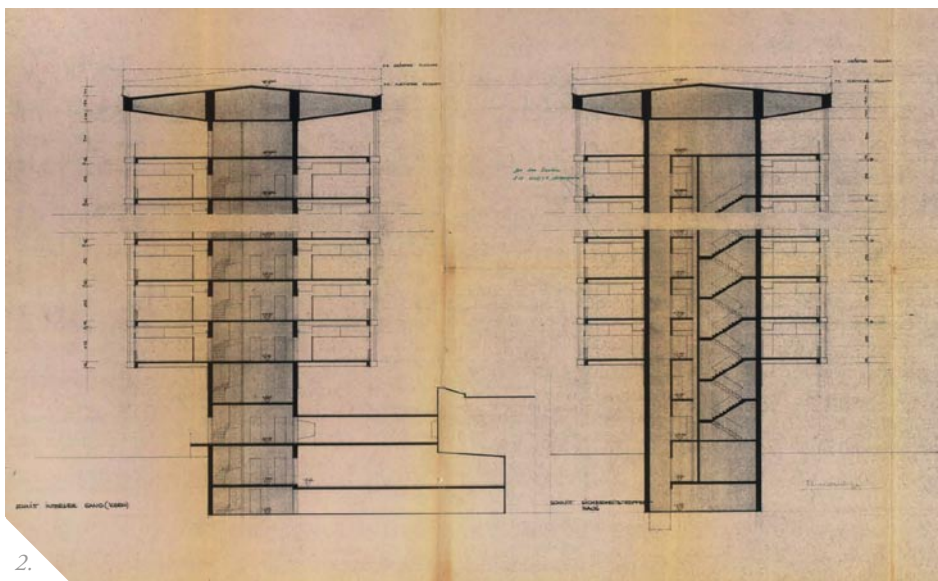


1. Detail der Fassade, Stadtarchiv Marl  
 2. Schnitte und Ansicht der Bürotürme, Stadt Marl, Bauarchiv, Originalmaßstab 1: 100, Abbildungsmaßstab 1: 200  
 3. (folgende Seite) Foyer, Stadtarchiv Marl, Foto: Irmgard Funke

## 2. Rathaus Marl

Das Rathaus der im nördlichen Ruhrgebiet liegenden Stadt Marl entstand in den Jahren 1958–67 durch die Architekten Johannes Hendrik van den Broek und Jacob Berend Bakema. 1958 hatte man unter zwölf zum Teil international bekannten Architekten einen Wettbewerb für ein neues Rathaus ausgeschrieben. Die Dominanz, so erläuterte Konrad Rühl als Vorsitzender des hochkarätig besetzten Preisgerichts, könne nicht „[...] in der horizontalen oder vertikalen Erstreckung gesucht werden. Das Dominante muß in der unverwechselbaren Einmaligkeit und in der Ausdrucksfähigkeit liegen.“ Das niederländische Büro van den Broek und Bakema konnte sich mit seinem Entwurf gegen die Konkurrenz von Rudolf Schwarz, Hans Schwippert, Hans Scharoun, dem Dänen Arne Jacobsen und dem Finnen Alvar Aalto durchsetzen. Broeks und Bakemas Entwurf gab der weitläufigen Stadtstruktur ein einprägsames Zentrum und zeichnet sich durch die funktionale Ordnung der sorgfältig proportionierten Baukörper sowie Übersichtlichkeit und Unverwechselbarkeit aus. Als frei von jeglicher Monumentalität wird das neue Stadtzentrum empfunden und durch seine Offenheit schon von den Zeitgenossen als gelungener Ausdruck einer demokratischen Gemeinschaft

verstanden, die auch in der Konkurrenz mit Verwaltungsbauten der Wirtschaft ihre Unverwechselbarkeit erhalten kann. Konstruktiv interessant sind die zwei der zunächst vier geplanten Türme, die als Hängehäuser ausgeführt sind. An einem geschlossenen Betonkern sind die einzelnen Geschosse abgehängt. Der ausdrückliche Wunsch, das Gesicht der Stadt „durch Baukunst zu prägen“, war nicht nur Ausdruck des Selbstbewusstseins einer aufstrebenden Industriestadt im nördlichen Ruhrgebiet in den Zeiten des Wirtschaftswunders, sondern auch ein Zeichen der Einsicht in die bewusstseinsprägende Kraft der Baukultur.



2.





3.

# 3. Wohnhaus Mayer-Kuckuk, Bad Honnef

Das Düsseldorfer Büro des Architekten Wolfgang Döring hatte sich schon seit mehreren Jahren mit Systembauten beschäftigt, als Döring 1967 beauftragt wurde, in Bad Honnef bei Bonn das kostengünstige Wohnhaus Mayer-Kuckuk für eine Familie mit zwei Kindern zu errichten. Grundlage des Entwurfs war ebenfalls ein Systemgedanke, eine Art Baukasten, dessen Prototyp das Haus darstellen sollte. Der langgestreckte Baukörper besitzt ein außen liegendes Tragwerk aus hölzernen Ständern, die mit den Holzbalken der Decken mittels Dreiecksscheiben ver-

bunden sind. Die Aussteifung geschieht mittels ebenfalls sichtbarer, stählerner Diagonalkreuze. Die Gründung des Bauwerks erfolgt über Betonquader, auf die Stahlstifte mit rechteckigen Aufnahmen aus Metall aufgesetzt sind. Auf diesen Metallschalen stehen die Holzbalken und trennen das Haus und sein Tragwerk vom Erdboden. Zwischen den Balken verlaufende schmale Fensterbänder sorgen für Tageslicht im Innern. Auf der Gebäuderückseite sind großflächige Fenster eingebaut. Der Grundriss weist als Besonderheit einen besonders grosszügigen, über beide Geschosse reichenden

Wohnraum mit einer Galerie auf. Die Veranschaulichung der technischen Grundlage wird gleichzeitig zu einem ästhetischen Konzept. Die strenge Rasterung des Bauwerks ermöglicht im Inneren eine große Flexibilität und ist ein wesentlicher Aspekt dieses in der Fachwelt hochgeschätzten Bauwerks. Die sichtbare Trennung von Tragwerk und Gebäudehülle ist seit dem 19. Jahrhundert ein wichtiges Thema und für die Selbstdefinition der Modernen Architektur von zentraler Bedeutung.

- 1. Innenraum mit Kamin
- 2. links: Ansicht der Eingangsseite
- 3. (folgende Seite) Innenraum mit Wendeltreppe, alle Fotos: Archiv Wolfgang Döring, Düsseldorf



1.



2.



3.



1.

1. Der Innenraum des Foyers wurde durch die Formensprache der frühen 1970er Jahre geprägt.  
2. und 3. (folgende Seite) Ansichten, alle Fotos: A:AI Archiv für Architektur und, Ingenieurbaukunst NRW, Dortmund



2.

## 4. Westdeutsche Landesbank, Münster

Für die Westdeutsche Landesbank (WestLB) entwarf Harald Deilmann ab Mitte der 1960er Jahre in kurzer Folge die Verwaltungszentren in Münster (1969-75), Düsseldorf (1971-73) und Dortmund (1975-78) und prägte nachhaltig das Erscheinungsbild der Bank. Von den ursprünglich 1969 geplanten drei Bauabschnitten wurde letztlich nur einer zwischen 1969 und 1975 realisiert. Das malerisch am Aasee gelegene Gebäude wächst gleichsam aus der Landschaft heraus. Durch Höhenstaffelungen und Rücksprünge erhielt jede Gebäudeseite ihre ganz spezifische

Ausprägung. Das Charakteristikum aller von Harald Deilmann für die WestLB entworfenen Bauten sind die breiten, umlaufenden Brüstungsbaänder mit ihren abgerundeten Ecken und die tiefer liegenden Fensterzonen. Die Brüstungen aus Leichtbeton wurden mit Weiß-Zement und Titandioxyd aufgehellt. Die Fenster erhielten eine Sonnenschutzverglasung aus braun gedämpften Scheiben. So entstand der reizvolle Kontrast zwischen den hellen Brüstungsbaändern und den dunkleren Fensterzonen. Die abgerundeten Ecken verstärken die Plastizität des

Baukörpers. Inspiriert wurde Harald Deilmann von den runden Formen von Automobilen und Flugzeugen und Verner Pantons körpergeformten Plastikstühlen und Wohn-Landschaften. Das Gebäude ist auf einem einheitlichen, quadratischen Stützenraster aufgebaut, dem sich sämtliche Nutzungen unterordnen. Den Eingangsbereich bildet eine grosszügige, zweigeschossige Halle. Das Stützenraster ermöglicht in den Obergeschossen durchgehende Grossraumbüros. Die Münsteraner WestLB wurde in den letzten Jahren saniert und dabei auch

die ursprüngliche, von Harald Deilmann stets mitgeplante Innenausstattung weitgehend entfernt. Lediglich ein kleines „Nostalgie-Büro“ blieb erhalten. Harald Deilmann hat mit seinen Bauten für die Westdeutsche Landesbank entscheidend das Bild des Verwaltungsbaus in den 1970er Jahren geprägt. Seine funktionalen Bauten sind stets von skulpturaler Wirkung. So gruppierte er die Lüftungsrohre der WestLB in Münster zu einer Skulptur seitlich des Bauwerks.

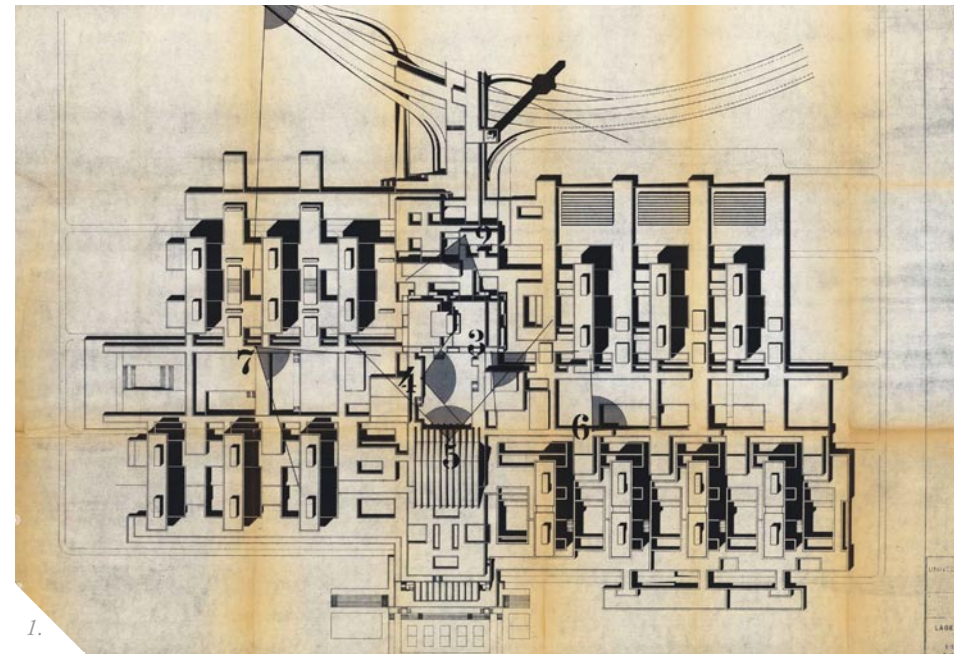


3.

# 5. Ruhr-Universität Bochum

Um dem Bildungsnotstand in Nordrhein-Westfalen entgegenzuwirken, wurde Anfang der sechziger Jahre oberhalb des Ruhrtales in Bochum ein Standort für eine Hochschule ausgewiesen: die spätere Ruhr-Universität Bochum. Alle freischaffenden Architekten der Bundesrepublik und eine Reihe international bekannter Architekten forderte man 1962 zu einem städtebaulichen Wettbewerb auf. Diesen gewann 1963 das Düsseldorfer Büro Hentrich und Petschnigg mit einem Entwurf, der bemerkenswerte Ähnlichkeiten mit einem Vorschlag des Staatshochbauamtes hatte. Dieses wurde später mit in die Realisierung der Bauten einbezogen. Ein Achsenkreuz, bestehend aus einer von Grünflächen durchzogenen West-Ost-Achse und einer kompakter mit Bauten besetzten Nord-Süd-Achse, teilt das 400 x 900 Meter große Areal in vier annähernd gleich große rechteckige Felder. In diesen sind die Institutsgebäude der einzelnen Fachrichtungen angeordnet. Im Schnittpunkt der beiden Achsen liegt der Forumsplatz, begrenzt von Audimax und Universitätsbibliothek. Klare Orientierung, sachliche Architektursprache, funktionale Raumbeziehungen und jeglicher Verzicht auf Pathos sind die Qualitäten der Bauten. Die Materialien Stahl, Beton und Glas

vermittelten in der Erbauungszeit das Bild von Modernität. Besonderes Geschick bewiesen die Architekten bei dem Versuch, die gewaltigen Baumassen der zunächst nur für 20.000 Studierende geplanten Hochschule nicht monumental wirken zu lassen. Die fast 120 Meter langen Institutsgebäude sind quer zum Hang ausgerichtet, so dass nur die schmalen Kopfseiten von der Stadt beziehungsweise vom Ruhrtal aus sichtbar sind. Durch die Hanglage erscheinen die Fakultätsbauten vom Forum aus nur achtgeschossig, während die eigentliche Höhe erst auf der Talseite sichtbar ist. Die Ruhruniversität wurde als moderner Universitätscampus einst gefeiert, dann ignoriert und verfemt, heute scheint sie wieder positiver wahrgenommen zu werden.



1. (vorherige Seite) Lageplan 1968. Die vier Gebäudegruppen sind den Fachrichtungen Geisteswissenschaften, Medizin, Ingenieurwissenschaften und Naturwissenschaften zugeordnet. Die Mittelachse ist mit den zentralen Funktionen Verwaltung, Bibliothek, Mensa und Auditorium Maximum bebaut. Die nach Norden führende Brücke stellt die Verbindung zum Unicenter mit Studentenwohnheimen und Geschäften her.

2. (vorherige Seite) Ruhruniversität 2009  
 Universitätsarchiv Bochum, Staatliches Bauamt Bochum 03, Depositum Landesarchiv NRW, Staatsarchiv Münster, Nr. 1 8 Originalmaßstab 1: 1000 Abbildungsmaßstab 1: 2000

3. Luftbild 1977, Stadt Bochum, Presse- und Informationsamt

4. G-Gebäude von Südwest  
 Foto: Manfred Hanisch, Mettmann



3.



4.

## 6. Wohnhaus „Girondelle“, Bochum

Die frühen Ideen für Terrassenhäuser stammen schon aus den 1920er Jahren. Vierzig Jahre später wurde die Idee von verschiedenen Architekten wieder aufgenommen. Das in Bochum ab Ende 1967 errichtete Wohnhaus „Girondelle“ des Architekten Albin Hennig ist ein herausragendes Beispiel für die Möglichkeiten dieses Typus. Das Bauwerk entstand im Rahmen der Umlandplanung der Mitte der 1960er Jahre neu gegründeten Ruhruniversität. Die Terrassierung der Geschosse ist im Fall der „Girondelle“ nicht einer Hanglage geschuldet, sondern der Grundstruktur eines im Querschnitt beidseitig gestaffelten Gebäudeschnitts. Bei dieser Gebäudeanlage gibt es allerdings im Inneren unbelichtete Teile. Im Fall der Girondelle befinden sich dort die Erschließungswege sowie innenliegende Küchen. Das etwa 200 m lange Gebäude ist durch vier Treppenhäuser in fünf Abschnitte gegliedert und wird in einigen Ebenen durch einen Mittelflur, in anderen durch einen Laubengang erschlossen. Erbaut ist das Gebäude in Stahlbetonschotten über einem durchgängigen Raster. Durch den Versatz der einzelnen Schotten gegeneinander und

die unterschiedlichen Erschließungen der Geschosse entsteht trotz der regelmäßigen konstruktiven Struktur ein ausgesprochen vielfältiges Fassadenbild, das eher wie die zufällige Häufung von Elementen als wie eine planvoll angelegte Struktur erscheint. Die häufig als monoton empfundene Wirkung von Fassaden, die weder in der Höhe noch Tiefe differenziert sind, wird auf diese Weise vermieden und durch eine plastische Raumbildung ersetzt. Wegweisend ist die Konzeption des vielfältigen Wohnungsangebots. Unter den über 200 Wohneinheiten, die im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus errichtet wurden, finden sich sieben verschiedene Wohnungstypen unterschiedlicher Größe, was einer hohen sozialen Durchmischung förderlich war. Das schon 1963 vorgestellte Hügelhaus der Architekten Faller, Frey & Schröder sowie die 1967 von Moshe Safdie im Rahmen der Weltausstellung in Toronto errichteten Terrassenbauten zeigen die konzeptionelle und gestalterische Breite der Lösungsansätze für diesen in den 1960er Jahren häufig erprobten Bautypus.



1.

1. Ausschnitt Wohnhaus „Girondelle“ 2009  
2. Luftbild (1977),  
Foto: Stadt Bochum,  
Presse- und Informationsamt



2.



## Auch die Bundesstiftung Baukultur hat über das Thema der Nachkriegsarchitektur nachgedacht ...

Leider hat das **M:AI Museum für Architektur und Ingenieurkunst NRW** zu der beschriebenen Ausstellung keinen Katalog herausgebracht. Daher an dieser Stelle ein Buchtipp zu einer Veröffentlichung, die sich mit demselben Thema beschäftigt: Auch die Bundesstiftung Baukultur hat sich unlängst mit dem Thema der Nachkriegsarchitektur und ihrer Bedeutung für unsere Städte auseinandergesetzt. Kürzlich ist dazu bei Birkhäuser ein schmaler Band mit dem Titel „Nachkriegsmoderne in Deutschland – Eine Epoche weiterdenken“ erschienen.

In dem Buch stellen Jürgen Tietz, Christian Welzbacher und andere Autoren aus den Gebieten Architektur, Gesellschaft und Politik zentrale Fakten, Aspekte und Positionen heraus und vermitteln durch kurz Essays die Hintergründe der Auseinandersetzung. Anhand verschiedener baulicher Beispiele veranschaulicht das Buch das Thema, unter anderem am Fallbeispiel Hannover: einem Paradebeispiel westdeutscher Nachkriegsarchitekturplanung.

*Nachkriegsmoderne in Deutschland – Eine Epoche weiterdenken*  
Michael Braum, Christian Welzbacher,  
Birkhäuser Verlag, 2010,  
112 Seiten, 131 Abbildungen,  
Softcover, 19,90 Euro

[\*Dieses Buch bei Amazon bestellen\*](#)



## Zugang zur Bildung

Wie lässt sich Tageslicht in Museen einsetzen, ohne die Kunstwerke zu beschädigen?

Welche Maßnahmen ermöglichen blendfreies Licht für ein angenehmes Lernumfeld in der Schule?

Welche Vorteile bietet die automatische Regelung von Tages- und Kunstlichtsystemen in Büroräumen?

Antworten im *Kapitel Tageslicht* des Online-Fachlexikons für Architekten:

[www.baunetzwissen.de/Tageslicht](http://www.baunetzwissen.de/Tageslicht)

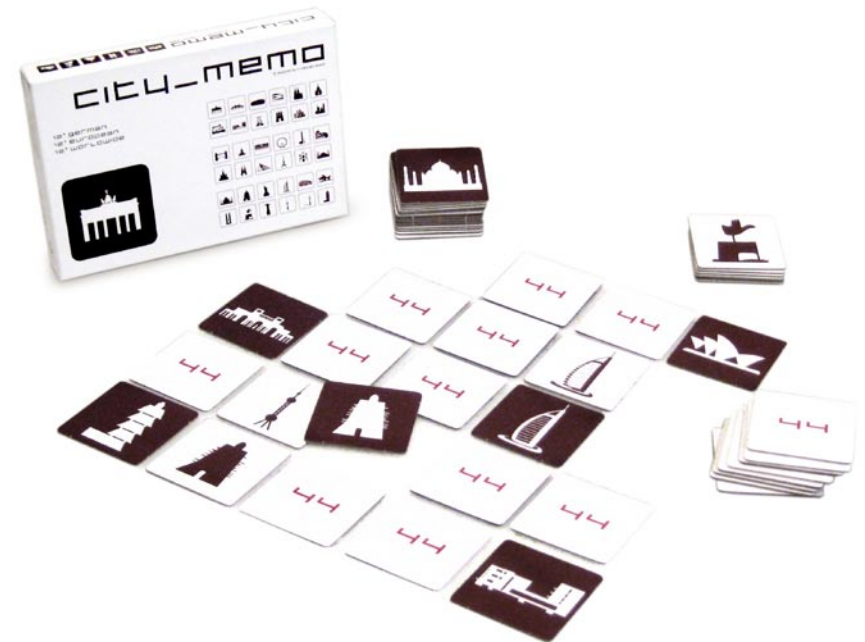


## Das smarte „City Memo“

Noch ist genug Zeit vor Weihnachten um Geschenke zu besorgen. Hier ein Tipp: das neue City\_Memo bei dem vor allem Städteliebhaber und Wahrzeichenkenner trumpfen können. Das Spiel umfasst 3 mal 12 Städtepaare aus Deutschland, Europa und Übersee. Die ausgesuchten Städte

werden jeweils durch ihre herausragenden Wahrzeichen als Icons symbolisiert. Dabei bilden immer ein positiver und ein negativer Schattenriss des Wahrzeichens ein Kartenpaar. Gesehen bei :

[www.44spaces.eu](http://www.44spaces.eu)



## KOI



Der japanische Designer Naoto Fukasawa schuf mit „KOI“ eine Leuchtenfamilie für den schweizerischen Hersteller Belux, die nicht nur besonders energieeffizient ist, sondern sich durch ihre runde Form auch elegant in jede Büroumgebung einfügt. KOI steht in diesem Fall nicht für die Schönheit japanischer Zuchtkarpfen, sondern für „Kreative Office Illumination“. Als Pendel-, Steh- oder Aufbauleuchte erhältlich, wirkt KOI trotz ihres vergleichsweise großen Volumens erstaunlich leicht – auch wegen der metallbedampften Oberfläche des Leuchtenkopfs und dem verchromten dünnen Stand- beziehungsweise Pendelrohr. Ein schlankes Kreuz aus lackiertem Metallguss bildet die stabile Fußplatte.

KOI liefert im Gegensatz zu herkömmlichen Stehleuchten Licht für bis zu vier Arbeitsplätze – und das bei geringem Stromverbrauch. Zu 70 Prozent reflektiert KOI das Licht über die Decke, die restlichen 30 Prozent werden blendfrei und breit durch die Linsentechnik mit Pyramidenstruktur auf die Arbeitsfläche gelenkt. Ein konisch verlaufender Leuchtenkopf aus transluzent metallbedampftem Acrylglas reflektiert zudem rund zwei Drittel des Streulichts als zusätzliches Direktlicht – das restliche Licht dringt durch den Leuchtenkopf und wird für direktes, seitliches Raumlicht genutzt.

KOI ist auch in einer dimmbaren Version erhältlich, bei der die Stehleuchte durch einen Tastdimmer

am Standrohr und die Pendelleuchte durch einen Taster bedient wird. Der aktuelle Dimmzustand lässt sich sogar speichern. Mittels „Multisens“, einer Elektronik, welche die Lichtmenge am Arbeitsplatz misst und nach Bedarf das Tageslicht um Kunstlicht ergänzt.

[www.designlines.de](http://www.designlines.de)

# FEIERLICHE ERÖFFNUNG DER LIBESKIND-VILLA

Stararchitekt Daniel Libeskind präsentierte den Prototypen seines skulpturalen Wohnhauses im nordrhein-westfälischen Datteln

Ende September rückte das nordrhein-westfälische Datteln in den Fokus der internationalen Architekturkritik: Zur feierlichen Eröffnung des Prototypen der Libeskind-Villa waren rund 350 Gäste aus 30 Ländern auf dem Firmengelände der RHEINZINK GmbH & Co. KG zusammen gekommen. Auch Daniel Libeskind war aus New York angereist, um sein neuestes Werk vorzustellen und persönlich in Augenschein zu nehmen. Der Prototyp der Libeskind-Villa ist auch deshalb errichtet worden, um den Entwurf des Stararchitekten erlebbar zu machen; als Wohnskulptur wird die Libeskind-Villa in einer weltweit auf 30 Objekte limitierten Edition von der Berliner proportion GmbH realisiert.

„Ein Haus ist mehr als nur ein Obdach. Es muss einen Körper, eine Seele und auch Charakter haben“, so Architekt Daniel Libeskind während der Eröffnungsfeier. Das Zuhause beeinflusst das Leben maßgeb-

lich. Ausgangspunkt des Designprozesses sei deshalb die Frage gewesen, in was für einem Haus er selber wohnen wollen würde, so Libeskind weiter. „*It's a celebration of living and everyday life*“, so der Stararchitekt sichtlich zufrieden nach einer ersten Innenschau seines Werks.

Erster Bauherr der Libeskind-Villa ist die RHEINZINK GmbH & Co. KG., die den Bau künftig als Empfangs- und Ausstellungsbau nutzen wird. „*Die Komplexität des Projektes im Detail war immens*“, erinnert sich Ulrich Grillo, Vorsitzender der Geschäftsführung. Daniel Libeskind habe einen Entwurf präsentiert, der „*auch im kleinsten Detail das Wort Standardlösung nicht kannte*.“ Das Projekt werde sich aber dennoch sowohl ästhetisch als auch wirtschaftlich und ökologisch rechnen. Eine Hoffnung, die Matthias Eisfeld, Geschäftsführer des Landesbeirats Holz Nordrhein-Westfalen, prompt bestätigte: Die Holzrahmenkonstruktion der Villa



entziehe der Atmosphäre 133 Tonnen CO<sub>2</sub>. Für dieses „weitsichtige und mutige Zeichen für den Klimaschutz“ überreichte Eisfeld eine Belegurkunde der CO<sub>2</sub>-Bank.

Weitere Informationen zur Libeskind-Villa sowie Impressionen finden Sie auf unserer Internetseite [www.folge-der-idee.de](http://www.folge-der-idee.de). Dort können Sie auch das Werkbuch zur Villa anfordern.



*\*Ein weiteres Beispiel eines unwiederbringlich zerstörten Architekturmonuments aus den Sechzigern erreicht uns in dieser Woche aus den USA: Nach einer breiten Diskussion wurde dieses Bauwerk von Mies van der Rohe am Illinois Institute of Technology in Chicago abgerissen. Das als „Test Cell“ bekannte Gebäude beherbergte Anfang der 1960er Jahre, während des Kalten Krieges, den Zugang zu einem Testbunker. Das Bauwerk stand leider einer geplanten U-Bahn-Station im Weg.*